

Obwohl es in der k.u.k. Monarchie kaum etablierte soziologische Institutionen gab blühte die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen. Intellektuelle aus verschiedenen Disziplinen – Juristen, Nationalökonomien, Philosophen, Politiker – leisteten Pionierarbeit in der Analyse von Gesellschaft, Staat und Kultur. Dieses Zusammenspiel von fehlender Institutionalisierung und zugleich reger intellektueller Debatte prägt die Rolle der Soziologie im alten Österreich-Ungarn.

Soziologie unter dem Doppeladler

Die Rolle der Soziologie im Habsburgerreich und ihr Einfluss bis heute

VON BERNHARD HOFER



Im Folgenden wird die Rolle der Soziologie im Habsburgerreich beleuchtet. Zunächst werden der gesellschaftliche und politische Kontext der Donaumonarchie sowie die besonderen Herausforderungen eines multiethnischen Staates umrissen. Danach folgt ein Überblick über zentrale sozialwissenschaftliche Denker jener Zeit – von Ludwig Gumplowicz über die Austro-Marxisten Karl Renner, Otto Bauer und Max Adler bis hin zu Figuren wie dem christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger, dem Psychoanalytiker Sigmund Freud, dem Physiker-Philosophen Ernst Mach und dem Ökonomen Ludwig von Mises. Themenfelder wie die Nationalitätenfrage, die soziale Frage, Urbanisierung, Bürokratie, Religion, Antisemitismus, Recht und Klassenstruktur werden dabei besonders berücksichtigt. Abschließend diskutiert der Artikel, wie diese Denker und Ideen die Soziologie des 20. und 21. Jahrhunderts beeinflusst haben – von Max Weber bis Jürgen Habermas – und welche gesellschaftspolitische Relevanz das habsburgische soziologische Erbe heute noch besitzt.

Gesellschaftlicher und politischer Kontext der Donaumonarchie

Das Kaiserreich Österreich-Ungarn (1867–1918) umfasste weite Teile Mitteleuropas mit einer Vielzahl von Ethnien und Sprachen. Die Doppelmonarchie war kein Nationalstaat, sondern ein multiethnischer Vielvölkerstaat, in dem Deutsche, Ungarn, Tschechen, Polen, Ukrainer, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Rumänen, Italiener und weitere Gruppen zusammenlebten. Diese Nationalitätenvielfalt war zugleich Stärke und Konfliktquelle: Einerseits ermöglichte sie einen kulturellen Reichtum und intellektuellen Austausch über Sprachgrenzen hinweg; andererseits führten Spannungen zwischen den Volksgruppen – von Sprachenstreit bis Autonomieforderungen – zu ständigen politischen Zerreißproben. Die so entstehenden Nationalitätenkonflikte prägten die gesellschaftlichen Debatten jener Zeit maßgeblich (Acham 2020). Fragen nach dem Zusammenhalt eines Staates ohne einheitliche Nation rückten ins Zentrum vieler Überlegungen.

Gleichzeitig erlebte die Habsburgermonarchie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine beschleunigte Modernisierung. Nach den Reformen von 1848 und dem Ausgleich von 1867 wurden Wirtschaftsleben und Gesellschaft rasch umgewälzt: Die Industrialisierung nahm Fahrt auf, besonders in den böhmischen Ländern, in Wien und Budapest, aber auch in Teilen Galiziens. Damit einher gingen tiefgreifende soziale Veränderungen. Eine neue Arbeiterklasse entstand in den Fabriken, während Adel und Bürgertum ihre angestammten Positionen verteidigten oder anpassten. Die wachsende soziale Frage – also die Problematik der Arbei-

terarmut, Arbeitsbedingungen, Wohnungsnot und sozialen Ungleichheit – stellte Politik und Wissenschaft vor dringende Herausforderungen.

Auch die Urbanisierung prägte die Epoche: Hauptstädte wie Wien, Budapest, Prag oder Lemberg wuchsen explosionsartig. Wien verwandelte sich in eine moderne Metropole mit über zwei Millionen Einwohnern, was neue Probleme wie Mietskasernen, Infrastrukturbedarf und anonyme Massen mit sich brachte. Diese Entwicklung regte Sozialreformer und Publizisten an, sich empirisch mit dem Großstadtleben auseinanderzusetzen – man denke etwa an die Reportagen des Journalisten **Max Winter** über die Wiener Armutsviertel oder an frühe Stadtsoziologen im Umfeld der Sozialforschung. Gleichzeitig florierte das kulturelle Leben der Städte: Kaffeehäuser, Theater und Zeitungen boten Räume für Debatten und den Austausch von Ideen quer durch Schichten und Nationalitäten. Dieses urbane Milieu förderte immense Kreativität (man spricht von „*Wien 1900*“), aber bisweilen auch dekadente Selbstzufriedenheit (Johnston 1972).

Max Winter war österreichischer Journalist, Schriftsteller, Politiker und Erfinder der Sozial- und Rollenreportage im deutschsprachigen Raum. Aufgrund seiner teilnehmenden Rollenreportage und der Methode der verdeckten Ermittlung war er auch Vorläufer der heutigen Investigativ-Journalisten. Um z.B. über das Leben von Strafgefangenen zu berichten, ließ er sich als Obdachloser verkleidet ins Gefängnis werfen. Sein Arbeitsfeld war die ganze Monarchie z.B. die Industriegebiete der Steiermark, die mährisch-schlesischen Weber und die böhmischen Fabriksarbeiter. Auch aus Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien und England brachte er Reportagen mit, in relativ kurzer Zeit waren es an die 1500. Umfangreiche Recherchen betrieb Winter für seine Reportage „*Die Blutsauger des Böhmerwaldes*“ (1905–1908), welche er in einer achtteiligen Serie in der Arbeiter-Zeitung publizierte. Sein größter journalistischer Erfolg war „*Der Fall Hofrichter*“ (1910), wo er die Missstände und Willkür in der Militärgerichtsbarkeit aufdeckte und dadurch sofortige Reformen auslöste. Auch als Romanschriftsteller versuchte er sich. 1929 schrieb er den utopischen Roman „*Die lebende Mumie*“. Das Buch, das 1932 in Berlin erschien, handelt von einem Mann, der 1925 in Tiefschlaf verfällt und erst 100 Jahre später im Jahr 2025 in einer Welt ohne Hunger, Not, Unterdrückung aufwacht. Zudem gibt es in dieser Welt ein „vereintes Europa“ und einen Fernsehapparat in jedem Wohnzimmer.

Von 1911 bis 1918 war er für die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Abgeordneter zum Reichsrat, dem gesamtstaatlichen Parlament Altösterreichs, von Oktober 1918 bis Februar 1919 Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich, die den Übergang von der Monarchie zur Republik beschloss. 1934 ging er in die Vereinigten Staaten, sprach in der Carnegie Hall in New York vor dreitausend Zuhörern, wobei er Engelbert Dollfuß einen „Arbeitermörder“ nannte. Daraufhin wurde ihm die österreichische Staatsbürgerschaft entzogen. Am 11.7.1937 starb Winter einsam in Hollywood. Begraben ist er auf dem Evangelischen Friedhof Matzleinsdorf. Auf dem Grabstein findet sich die Inschrift „*Sein Wort sprach für Freiheit und Recht. Seine Feder diente den Verkannten und Enterbten. Sein Herz aber schlug für die Kinder.*“

Die Bürokratie bildete das Rückgrat der Monarchie. Ein professioneller Beamtenapparat – überwiegend deutschsprachig, aber rekrutiert aus allen Kronländern – verwaltete das Reich. Diese Bürokratie hielt den heterogenen Staat zusammen und sorgte für Stabilität, rief aber auch Kritik hervor: Viele Intellektuelle erkannten in ihr sowohl den Kitt der Monarchie als auch einen Hemmschuh für politische Teilhabe. So paradox es klingt, trug der stabile Verwaltungsstaat dazu bei, dass Ökonomen, Rechtsgelehrte und Sozialisten Reformen forderten (Johnston 1972). Sie beklagten etwa den Zentralismus und die oft langsame Reaktion auf soziale Missstände und entwickelten Ideen, wie der Staat demokratischer oder gerechter gestaltet werden könnte.

Die Religion spielte in der Donaumonarchie ebenfalls eine wichtige gesellschaftliche Rolle. Der Katholizismus war Staatsreligion und prägte das Bildungswesen und die Werte vieler Untertanen. Gleichzeitig nahm der Säkularisierungstrend zu: Liberale Kräfte forderten die Trennung von Thron und Altar, und Intellektuelle wandten sich vermehrt wissenschaftlichen Weltbildern zu. Konflikte wie der sogenannte Kulturmampf in den 1860er/70er Jahren (etwa um die Ehegesetzgebung oder Schulpolitik) zeigten das Ringen zwischen kirchlichem Einfluss und modernem Verfassungsstaat. In dieser Atmosphäre entwickelten sich neue Strömungen wie die katholische Soziallehre, aber auch scharfe Religionskritik – z.B. durch positivistisch eingestellte Denker oder durch Psychoanalytiker wie Freud, der Religion als kollektive Illusion deutete.

Ein besonders düsteres Kapitel war der Aufstieg des Antisemitismus in der Spätphase der Monarchie. Trotz formaler Gleichberechtigung seit 1867 sah sich die jüdische Minderheit – die in Städten wie Wien, Budapest, Prag, Lemberg wirtschaftlich und kulturell stark vertreten war – wachsender Feindseligkeit ausgesetzt. Radikale Agitatoren stilisierten Juden zum Sündenbock für soziale und ökonomische Probleme. Viele aufstiegsorientierte jüdische Familien reagierten, indem sie ihre Identität anpassten: Sie germanisierten ihren Lebensstil oder – in Ungarn – magyarisieren sich, um als „Deutsche“ bzw. „Magyaren“ gesellschaftlich akzeptiert zu werden (Acham 2020). Prominente antisemitische Politiker wie Wiens Bürgermeister **Karl Lueger** nutzten Ressentiments skrupellos zur Massenmobilisierung. Luegers berüchtigter Satz „Wer ein Jude ist, bestimme ich!“ (Zimmer 2012) brachte zynisch auf den Punkt, wie willkürlich und machtstrategisch Vorurteile instrumentalisiert wurden. Dennoch gelang vielen jüdischen Intellektuellen Bedeutendes: Gerade jüdischstämmige Denker trugen überproportional zur Wissenschaftskultur der Monarchie bei – von Freud über viele Austromarxisten bis zu ökonomischen und juristischen Theoretikern. Ihr Erfolg und ihre

Weder in Wien noch in Prag oder Budapest existierte vor dem Ersten Weltkrieg eine Professur ausschließlich für Soziologie.

Emanzipation wurden allerdings von den antisemitischen Strömungen argwöhnisch beobachtet und nach 1918 (und erst recht 1938) brutal zurückgedrängt.

Zusammenfassend bot das Habsburgerreich ein reiches Laboratorium gesellschaftlicher Herausforderungen: Wie hält man einen Staat ohne Nation zusammen? Wie begegnet man den Verwerfungen der Kapitalismus und der Klassenunterschiede? Wie gestaltet man das Zusammenleben unterschiedlicher Völker, Religionen und Kulturen unter einem Dach? Und wie vereint man Tradition und Moderne – sei es in Verwaltung, Politik oder Alltagsleben? Diese Fragen bilden den Hintergrund, vor dem sich die Sozialwissenschaft im alten Österreich entfalten sollte.

Soziologie ohne Institution: Rahmenbedingungen der Sozialwissenschaft

Auffällig ist, dass es im Habsburgerreich bis 1918 keine fest etablierte akademische Soziologie als eigenständige Disziplin gab. Anders als etwa in Frankreich (mit Émile Durkheim) oder den USA entstand an den Universitäten zwischen Wien und Lemberg kein eigenes Soziologie-Institut zur Monarchiezeit. Weder in Wien noch in Prag oder Budapest existierte vor dem Ersten Weltkrieg eine Professur ausschließlich für Soziologie. Die Sozialforschung fand vielmehr eingebettet in anderen Fächern statt – vor allem in den sogenannten Staatswissenschaften, zu denen Volkswirtschaftslehre, Statistik, Rechts- und Staatslehre zählten (Fleck 2015). Auch Philosophie, Geschichte oder Nationalökonomie waren Domänen, in denen gesellschaftliche Fragen verhandelt wurden. Einige Professoren dieser Nachbardisziplinen – etwa Nationalökonomen mit sozialpolitischem Interesse oder Rechtswissenschaftler mit Blick auf gesellschaftliche Hintergründe des Rechts – lieferten wichtige Beiträge zur Soziologie, ohne sich unbedingt als Soziologen zu bezeichnen.

In Diskussionszirkeln und Vereinen blühte jedoch die Soziologie im weiteren Sinne. Bereits 1873 entstand in Wien der **Verein für Socialpolitik** (nach deutschem Vorbild), in dem Gelehrte und Reformpolitiker über soziale Fragen debattierten. Statistiker betrieben empirische Sozialstudien im Staatsdienst. Auch wurden erste soziologische Schriften verfasst: So publizierte der in Krakau geborene Jurist **Ludwig Gumplowicz** 1883 sein Hauptwerk „*Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen*“, eines der ersten Bücher



Joseph SCHUMPETER



Ludwig GUMPLOWICZ



Otto BAUER



Ernst MACH



Sigmund FREUD



Tomáš G. MASARYK



im deutschsprachigen Raum mit dem Begriff Soziologie im Titel (Fleck 2015). Solche Werke erschienen zunächst oft abseits des etablierten Lehrkanons – Gumplowicz etwa war Professor für Verwaltungsrecht in Graz und betrieb Soziologie quasi als Nebenfach, eine Art „*hobby science*“.

Dass die besten soziologischen Beiträge Österreich-Ungarns in einer Zeit entstanden, als es noch keinerlei institutionelle Verankerung des Faches gab (Fleck 2015), hat verschiedene Gründe. Zum einen war Soziologie als junge Disziplin in ganz Europa erst im Entstehen begriffen – es fehlte vielerorts an akademischer Tradition und Anerkennung. Zum anderen gab es innerhalb der Gelehrtenwelt Vorurteile gegenüber diesem neuen Feld: Manche Philosophen und Historiker betrachteten die „*Gesellschaftswissenschaft*“ als unscharf oder ideologisch befangen; konservative Kreise argwöhnten, Soziologie sei ein Deckmantel für Sozialismus oder Gesellschaftskritik. Soziologische Fragestellungen wurden daher häufig innerhalb klassischer Fakultäten behandelt: als Teil der Rechtsphilosophie, der Nationalökonomie oder der Sozialreformdiskurse.

Allerdings entstanden gegen Ende der Monarchie erste Anzeichen von Institutionalisierung. 1907 wurde in Wien ein privates „*Soziologisches Archiv*“ gegründet; an der Universität Wien hielt der vielseitige Ökonom Joseph Schumpeter um 1909/10 Vorlesungen über Sozialwissenschaft. In Prag bot Tomáš G. Masaryk, ein Philosoph und späterer Staatspräsident, schon vor 1914 Lehrveranstaltungen an, die wir heute als soziologisch bezeichnen würden – etwa über Empirische Sozialforschung (Masaryk untersuchte z.B. statistisch das Phänomen des Selbstmords als „*soziale Massenerscheinung*“). Der Durchbruch kam aber erst nach 1918: In der Ersten Republik erhielt z.B. Max Adler 1920 eine außerordentliche Professur für Soziologie in Wien, und es wurden allmählich soziologische Institute gegründet. Bis dahin mussten Soziologiebegeisterte im Habsburgerreich Pioniergeist beweisen – was viele auch taten, indem sie kreativ an den Rändern ihrer eigentlichen Berufe forschten. Trotz (oder gerade wegen) des Mangels an formalen Strukturen brachte das Habsburgerreich eine Reihe von herausragenden sozialwissenschaftlichen Denkern hervor. Sie kamen aus unterschiedlichen ethnischen und fachlichen

Hintergründen, waren jedoch oft untereinander vernetzt oder beeinflussten sich gegenseitig. Im Folgenden werden einige zentrale Figuren und Strömungen vorgestellt.

Ludwig Gumplowicz:

Konflikttheoretiker des Vielvölkerstaats

Einer der frühen „Väter der europäischen Soziologie“ war **Ludwig Gumplowicz** (1838–1909). Geboren in Krakau als Sohn einer jüdischen Familie, erlebte Gumplowicz in Galizien hautnah die Spannungen zwischen Polen, Ukrainern, Österreichern und anderen Gruppen – Erfahrungen, die seine spätere Theorie prägten. Er sah die Gesellschaft vorrangig durch das Prisma von Gruppen und ihren Konflikten. In Gumplowicz' Sicht treiben Kämpfe zwischen ethnischen und sozialen Gruppen die Geschichte an, nicht harmonische Entwicklung. Sein Hauptwerk „*Der Rassenkampf*“ (1883) formuliert ein eher pessimistisches Bild: Der einzige konstante Faktor der Geschichte sei der permanente Machtkampf der Gruppen. Gumplowicz übertrug den Darwin'schen Kampf ums Dasein auf die gesellschaftliche Ebene – allerdings verstand er „Rasse“ nicht biologisch, sondern vor allem kulturell und sozial (Fleck 2015). Gruppen bilden sich laut Gumplowicz durch „*Sygenismus*“, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, und ringen dann um Vorherrschaft.

Den Staat erklärte Gumplowicz in entschiedener Absage an naive Herrschaftslegitimationen als Resultat solcher Kämpfe: „*Der Staat [ist] de statu nascendi die 'Organisation der Herrschaft einer Minorität über eine Majorität'*“, schrieb er prägnant (Genett 2008). Mit anderen Worten: Am Anfang jedes Staatswesens steht die Unterwerfung einer größeren Masse durch eine kleinere Gruppe, die zur herrschenden Elite wird. Stabilität ist für Gumplowicz folglich nie selbstverständlich, sondern stets das temporäre Resultat eines Kräftegleichgewichts. Sobald sich Machtverhältnisse verschieben – etwa durch das Aufkommen neuer Gruppen oder Klassen – gerät die Ordnung ins Wanken. Soziale Erscheinungen, so Gumplowicz, sind nichts anderes als die Beziehungen, die durch das Zusammenwirken von Menschengruppen entstehen. Diese Gedanken ließen aufhorchen, da sie dem idealistischen Zeitgeist widersprachen: Geschichte als Fortschrittsprozess sah Gumplowicz skeptisch, anstelle von Einheit betonte er Divergenz und Streit. Gumplowicz lehrte an der Universität Graz (nachdem er sich aus der polnischen Politik enttäuscht zurückgezogen

Mit Gumplowicz beginnt gleichsam die soziologische Tradition der Habsburgermonarchie – eine Tradition, die häufig Querdenker und Grenzgänger hervorbrachte.

hatte) und veröffentlichte zahlreiche Schriften zu Staat, Recht und Politik aus seiner konflikttheoretischen Perspektive. International fand er durchaus Beachtung: In den USA und Frankreich wurden seine Ideen rezipiert, und er gilt als früher Vertreter einer Konflikttheorie, die neben Marx' Klassenkampf-Konzept eine eigenständige Variante darstellt (Fleck 2015). Einige Soziologen interessierten sich besonders für Gumplowicz' Erkenntnisse, weil er die multiethnische Realität der Doppelmonarchie analytisch verarbeitete (Fleck 2015) – ein Thema, das in monolithischeren Nationalstaaten weniger dringlich war. Gumplowicz hatte Anhänger, blieb aber zeit seines Lebens ein unabhängiger Kopf. Charakteristisch ist, dass er trotz seiner innovativen soziologischen Arbeit formal ein Außenseiter blieb: Sein Geld verdiente er als Juraprofessor, während er Soziologie eher aus persönlichem Antrieb betrieb (Fleck 2015). Mit Gumplowicz beginnt gleichsam die soziologische Tradition der Habsburgermonarchie – eine Tradition, die häufig Querdenker und Grenzgänger hervorbrachte.

Austro-Marxismus:

Renner, Bauer und Adler über Nation und Klasse

Eine der einflussreichsten intellektuellen Strömungen in Österreich-Ungarn war der **Austro-Marxismus**. So werden die Ideen einer Gruppe marxistischer Denker innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie bezeichnet, die versuchten, den Marxismus kreativ weiterzuentwickeln und an die besonderen Gegebenheiten der Donaumonarchie anzupassen. Zu ihren Hauptvertretern zählten **Karl Renner** (1870–1950), **Otto Bauer** (1881–1938) und **Max Adler** (1873–1937). Alle drei stammten aus dem deutsch-österreichischen Raum der Monarchie, waren politisch in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) aktiv und zugleich theoretisch versiert.

Karl Renner – Jurist aus Mähren, der es nach 1918 bis zum ersten Kanzler und später Bundespräsidenten Österreichs brachte – profilierte sich schon vor dem Ersten Weltkrieg als origineller Denker. Er befasste sich intensiv mit der Nationalitätenfrage der Monarchie: Wie konnte die Sozialdemokratie die Gleichberechtigung der vielen Völker mit der Einheit des Staates vereinen? Renner propagierte das Konzept der „*personalistischen Autonomie*“: Nationale Gruppen sollten sich nicht über Territorien definieren, sondern als Personenverbände, die innerhalb des Gesamtstaats kulturelle Autonomie genießen. Diese visionäre Idee einer übernationalen Staatsstruktur beeinflusste die Politik der SDAP und ging als „*Renner-Bauer-Plan*“ in die sozialistische Diskussion ein. Renner veröffentlichte 1902 unter Pseudonym „*Staat und Nation*“ und 1918 „*Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen*“, wo er argumentierte, dass der Habsburgstaat prinzipiell als föderativer Vielvölkerstaat

Renner und Ehrlich wurden zu Pionieren der Rechtssoziologie.

fortbestehen könnte – eine These, die 1918 freilich obsolet wurde. Renner leistete zudem Grundlegendes zur Rechtssoziologie. In seinem Werk „*Rechtsinstitute des Privatrechts und ihre soziale Funktion*“ (1904) analysierte er, wie rechtliche Formen (z.B. Eigentum, Vertrag, Erbschaft) im Verlauf der Geschichte von unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften immer neu genutzt werden. Er entwickelte eine marxistische Theorie des Rechts: Die Trennung von öffentlichem und privatem Recht sei ein Produkt der kapitalistischen Gesellschaft – das bürgerliche Recht diene letztlich der Absicherung der Interessen der Besitzenden. Mit dieser Arbeit wurde Renner zu einem der Begründer der Soziologie des Rechts im deutschsprachigen Raum. Parallel dazu forschte der in Czernowitz tätige **Eugen Ehrlich** an einer „*lebenden Rechtsordnung*“ und gilt ebenfalls als Pionier der Rechtssoziologie. Renners Überlegungen, wie sich Recht und Gesellschaft wechselseitig durchdringen, nahmen viel von späteren Debatten der Soziologie des Rechts vorweg.

Otto Bauer, Wiener und Sohn aus einer jüdischen Familie, war der vielleicht brillanteste Theoretiker der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Sein Hauptwerk „*Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*“ (1907) gilt als Klassiker. Bauer versuchte darin, eine soziologische Definition der Nation zu geben, die weder rein biologisch-rassisch noch bloß willkürlich war. Berühmt wurde seine Formulierung: „*Die Nation ist die Gesamtheit der durch Schicksalsgemeinschaft zu einer Charaktergemeinschaft verknüpften Menschen.*“ Eine Nation, so Bauer, erwachse aus dem gemeinsamen Schicksal (etwa einer geteilten Geschichte, oft geprägt durch Unterdrückung oder andere Erfahrungen) und forme daraus eine Gemeinschaft mit eigenem kulturellen Charakter. Diese Schicksalsgemeinschaft könne sich verändern – Bauer betonte den Prozesscharakter von Nationen, die keineswegs ewig festgefügten sind. Im Vielvölkerreich beobachtete Bauer, wie die kapitalistische Entwicklung ein Erwachen der „*geschichtslosen*“ Völker (wie Tschechen, Slowaken etc.) bewirkte, statt sie zu assimilieren. Er plädierte ähnlich wie Renner für Nationalitätenautonomie innerhalb eines demokratisierten Gesamtstaats. Bauer und Renner dachten also über Modelle nach, die man heute als frühe Visionen eines multikulturellen Staatsbürgerschaftskonzepts verstehen könnte. Gleichzeitig war Otto Bauer als Marxist auch mit der sozialen Klassenfrage befasst. Er sah keinen Widerspruch darin, nationale Emanzipation und Klassenkampf zu verbinden – im Gegenteil meinte er, die

Arbeiter aller Nationen hätten ein gemeinsames Interesse am Sturz der Feudal- und Kapitalherrschaft. Bauer erlebte 1914–18 dann freilich, wie der Nationalismus stärker sein konnte als die Klassensolidarität – eine bittere Erfahrung, die ihn jedoch nicht von seiner Theorie abbrachte.

Max Adler, ebenfalls aus Wien, war etwas älter als Bauer und Renner. Er war Jurist mit philosophischer Ader und galt als der Philosoph des Austromarxismus. Adler versuchte, Marxistische Theorie mit neukantianischer Philosophie zu versöhnen. Er betonte die Bedeutung des Bewusstseins und der Ideen in der Gesellschaft – anders als orthodoxe Marxisten, die primär die Ökonomie wirken sahen. In Schriften wie „*Die soziale Frage und der Kampf der Geistigen*“ oder „*Marx als Denker*“ argumentierte Adler, dass Werte, Ethik und Bildung entscheidend für die Verwirklichung des Sozialismus seien. 1919–1920 war Adler maßgeblich an der Gründung der **Sozialforschungsstelle** in Wien beteiligt und engagierte sich in der Arbeiterbildung. 1920 wurde er – spät, aber doch – zum außerordentlichen Professor für Soziologie ernannt. Adler sah Soziologie als kritische Gesellschaftswissenschaft, die auch die ideellen Überbauten analysieren muss. Seine Betonung der kulturellen und ideellen Faktoren weist voraus auf spätere Theorien der Kritischen Theorie und der Ideologiekritik.

Zusammenfassend brachten die Austromarxisten aus dem Habsburgerreich bemerkenswerte Innovationen hervor: Sie lieferten Lösungen für das Nationalitätenproblem im Sinne kultureller Autonomie, entwickelten die Rechtssoziologie weiter und integrierten philosophische Reflexion in den Marxismus. International blieben Renner, Bauer und Adler zwar etwas im Schatten ihrer deutschen und russischen Zeitgenossen (wie Kautsky oder Lenin), doch ihre Werke wurden später wiederentdeckt und erwiesen sich als erstaunlich modern. Ihre Vision eines demokratischen, multiethnischen Sozialstaates sollte in Ansätzen die Politik der Zwischenkriegszeit prägen – und wirkt bis heute nach (etwa in Debatten über multinationale Föderationen oder die Rolle des Rechts im sozialen Wandel).

Intellektuelle Vielfalt: Lueger, Freud, Mach und Mises

Neben den akademischen Sozialtheoretikern gab es im Habsburgerreich weitere einflussreiche Denker, die – teils außerhalb der Universität – gesellschaftliche Ideen formten. Exemplarisch verweise ich dabei auf vier sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, die zeigen, wie breit das Spektrum war:

Karl Lueger (1844–1910) war kein Gelehrter, sondern ein Politiker – aber einer, der mit rhetorischem Talent und intuitivem soziologischem Gespür Massen begeisterte. Als

langjähriger Bürgermeister von Wien (1897–1910) und Führer der christlichsozialen Bewegung verstand Lueger es, das Unbehagen des kleinbürgerlichen Wiens an Moderne und Liberalismus zu artikulieren. Er setzte auf Massenmobilisierung per Feindbild: Das „raffende Kapital“ (meist mit dem antisemitischen Bild des „jüdischen Spekulanten“ verknüpft) und kosmopolitische Liberale stilisierte er zu Schuldigen an den Nöten des „kleinen Mannes“. Lueger gilt als Prototyp des modernen Rechtspopulist. Interessanterweise war er persönlich kein fanatischer Rassist – er hatte selbst jüdische Geschäftsfreunde –, doch er nutzte den Antisemitismus als Agitationsmittel, wie er am Ende seiner Karriere unverhohlen eingestand. Sein oft zitiertes Bonmot „Wer ein Jude ist, bestimme ich!“ demonstriert die bewusste Willkür, mit der er Vorurteile handhabte. Luegers Politik kombinierte katholisch-konservative Werte mit sozialen Versprechen: Er kommunalisierte die Daseinsvorsorge (Tram, Strom, Wasser) und machte Wien zur modernen Großstadt, während er zugleich das monarchietreue, christliche Weltbild beschwore. Insofern verkörpert Lueger einen gesellschaftlichen Typus der Donaumonarchie: den charismatischen Volksführer, der traditionelle Loyalitäten (Religion, Kaiser) mit populärer Sozialpolitik und Sündenbock-Ideologie verbindet. Sein Erfolg warf Fragen auf, die auch Soziologen beschäftigten: Was zieht Menschen an autoritärem Populismus an? Wie entstehen Massendynamiken in der Politik? Lueger selbst lieferte unfreiwillig Anschauungsmaterial für spätere Theorien der Massenpsychologie und der Populismusforschung.

Sigmund Freud (1856–1939) wirkte auf den ersten Blick in einem ganz anderen Bereich – der Medizin und Psychologie. Doch der Begründer der Psychoanalyse war geprägt vom Wiener Milieu und hat mit seinen Ideen das Verständnis von Mensch und Gesellschaft revolutioniert. Freuds Kerninteresse galt zwar dem Individuum und seinen inneren Konflikten, doch er übertrug seine Einsichten auch auf kollektive Phänomene. So schrieb er in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) über die seelischen Mechanismen von Gruppen und Autorität – etwa, dass sich Individuen in der Masse mit dem Führer identifizieren und dabei einen Teil ihrer eigenen Urteilsfähigkeit aufgeben. Seine Studie „Die Zukunft einer Illusion“ (1927) analysierte

Freuds Begriffe vom Unbewussten, von Triebkonflikten und psychologischen Abwehrmechanismen boten Soziologen neues Werkzeug, um Phänomene wie Vorurteile, Autoritätshörigkeit oder den Familiensinn zu erklären.

die soziokulturelle Rolle der Religion als Massenphänomen: Religion deutete Freud als Illusion, welche auf tief verwurzelten menschlichen Wunschvorstellungen beruht – ein gewagter kulturkritischer Befund in einer noch stark gläubigen Gesellschaft. Bereits 1913 hatte er in „Totem und Tabu“ versucht, die Ursprünge von Gesellschaft, Moral und Religion aus psychologischer Ur-Menschheitsgeschichte abzuleiten. Obwohl Freud kein Soziologe im engeren Sinne war, beeinflusste er Sozialtheorien enorm: Seine Begriffe vom Unbewussten, von Triebkonflikten und psychologischen Abwehrmechanismen boten Soziologen neues Werkzeug, um Phänomene wie Vorurteile, Autoritätshörigkeit oder den Familiensinn zu erklären. Insbesondere die Kritische Theorie (etwa Erich Fromm, Theodor W. Adorno) griff freudianische Motive auf, um die Autoritätsbindung in der Gesellschaft zu verstehen (Stichwort „autoritäre Persönlichkeit“). Freud selbst war Kind der habsburgischen Liberalitätsphase – ein assimiliert jüdischer Bürger, der die freien Berufe ergriff, am Wiener Kaffeehaus verkehrte und intellektuelle Neugier über Konvention stellte. Seine Arbeit spiegelt die Spannungen der Zeit: Die viktorianische Moral, die er in der Psychosexualität entlarvte; die Gewalt und Barbarei, die hinter der dünnen Schicht der Zivilisation lauern (wie der Weltkrieg zeigte, den Freud noch miterlebte). Als Kulturkritiker und Seelenforscher lieferte Freud somit implizit auch Beiträge zur Sozialdiagnose seiner Epoche.

Ernst Mach (1838–1916), von Haus aus Physiker und Philosoph aus Mähren, war einer der führenden Empiristen seiner Zeit. Als Professor in Prag und Wien formulierte Mach grundlegende Erkenntnistheorien: Er meinte, alle Wissenschaft solle sich streng auf das Gegebene der Sinneserfahrung beschränken. Seine Hauptwerke wie „Die Analyse der Empfindungen“ (1886) und „Erkenntnis und Irrtum“ (1905) betonten, dass Begriffe und Theorien nur wirtschaftliche Abkürzungen für Sinneserlebnisse sind. Aber was hat Mach mit Soziologie zu tun? Indirekt eine Menge: Seine Philosophie beeinflusste den Wiener Kreis und den Logischen Empirismus, welche die Sozialwissenschaften methodisch prägten (etwa durch Forderung nach klarer Sprache, nach operationalen Definitionen und empirischer Verifikation). Zugleich war Mach ein scharfer Kritiker der Metaphysik – er wandte sich gegen absolute Begriffe wie Raum, Zeit oder gar das Ich als substanzelle Entitäten. Damit bereitete er den Boden für einen relativistischen, konstruktivistischen Blick, der in der Soziologie später z.B. in der Wissenssoziologie wiederkehrt: die Idee, dass unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit konstruiert ist und von unseren Begriffssystemen abhängt. Interessanterweise engagierte sich Mach auch bildungspolitisch und populärwissenschaftlich; er wollte Wissenschaft für eine breite Bevölkerung zugänglich machen. In der habsburgischen



Teuerungsrevolte: Polizei bezieht am 17. September 1911 vor einem Lebensmittelgeschäft in Wien Stellung.

WStLA, Fotosammlung allgemein, FB: 5048/3

Gelehrtenlandschaft nahm Mach eine Sonderstellung ein als Brückenfigur zwischen Natur- und Geisteswissenschaft. Sein Schüler **Otto Neurath** etwa, ein Wiener Nationalökonom, verband Machschen Empirismus mit sozialistischem Engagement und entwickelte eine Bildstatistik zur Aufklärung der Massen – ebenfalls ein Produkt dieser Zeit.

Ludwig von Mises (1881–1973) schließlich repräsentiert die einflussreiche Tradition der österreichischen Schule der Nationalökonomie, die im späten 19. Jahrhundert von **Carl Menger** begründet wurde. Mises, geboren in Lemberg (Lwiw) und in Wien tätig, war ein liberaler Ökonom, der in direkter Auseinandersetzung mit den sozialistischen und etatistischen Tendenzen der Donaumonarchie stand. 1922 publizierte er „*Die Gemeinwirtschaft*“, eine fundamentalsoziologische Kritik des Sozialismus, in der er argumentierte, eine zentralplanende Wirtschaft könne nicht funktionieren, da ihr die Preissignale des Marktes fehlen. Schon 1919 hatte Mises in „*Nation, Staat und Wirtschaft*“ dargelegt, dass Nationen vor allem durch gemeinsame Sprache und Handel verbunden seien, nicht zwingend durch Staaten-grenzen. Mises' liberal-individualistische Sicht war im roten Wien der 1920er zwar nicht mehr mehrheitsfähig, doch weltweit sollten seine Ideen großen Einfluss erlangen (er wurde Mentor von **Friedrich Hayek** und wirkte später in den USA).

Soziologisch relevant ist Mises' Betonung der individuellen Handlungen als Grundelement gesellschaftlicher Phänomene – eine Methodologie, die als methodologischer Individualismus bekannt wurde und der auch **Max Weber** in seiner verstehenden Soziologie nahe stand. Tatsächlich stand Mises in regem Austausch mit vielen zeitgenössi-



Kaiser Franz Joseph (ca. 1892)

wikimedia commons

schen Geistesgrößen (**Weber, Schumpeter** u.a.). Seine Perspektive bildet einen Kontrapunkt zum Marxismus und Kollektivismus jener Zeit: Für Mises war soziale Kooperation durch den Markt der Schlüssel zur Prosperität, und der Kapitalismus eine Zivilisationsleistung, keine Verfallserscheinung. Damit vertrat er eine dezidiert bürgerliche, kosmopolitische Sicht, die in der Habsburgermonarchie wurzelte – einem Reich, das auf Freihandel und relativer Freizügigkeit basierte. Heute würde man Mises als Vertreter eines klassischen Liberalismus und Vordenker neoliberaler Ideen ansehen.

Natürlich ließen sich noch viele weitere Denker nennen, etwa: **Tomáš G. Masaryk**, der als tschechischer Gelehrter und Politiker früh empirische Soziologie (über Suizid, Religion und das Los kleiner Nationen) betrieb; **Georg Lukács** und **Karl Mannheim** in Budapest, die noch während der Monarchie ihre Bildung erhielten und später die Soziologie des Wissens und die kritische Gesellschaftstheorie in Europa prägten; oder **Theodor Herzl** in Wien, dessen Analyse des Antisemitismus ihn zur Idee des politischen Zionismus führte – eine radikale utopische Gesellschaftsvision als Antwort auf gesellschaftliche Missstände. Diese Vielfalt zeigt: Die habsburgische intellektuelle Szene gebar Lösungsansätze in alle Richtungen – von marxistischer Revolution über liberale Marktutopie bis zu psychoanalytischer Kulturanalyse und nationaler Selbstbehauptung.

Zentrale Themenfelder:

Nationalität, Klasse, Stadt und mehr

Aus den obigen Porträts und Kontexten kristallisieren sich einige Themenfelder heraus, die in der habsburgischen Soziologie und Sozialdebatte besonders zentral waren.

Gemeinsam trugen damals die Soziologen zu einer umfassenden Gesellschaftsanalyse bei, die ihrer Zeit in manchem voraus war.

- **Die Nationalitätenfrage:** Keine Frage beschäftigte die Denker der Donaumonarchie so sehr wie diese. In einem Staat mit über zehn Völkern war das Problem von Nation, Identität und Staatlichkeit allgegenwärtig. Theoretiker wie **Renner** und **Bauer** entwickelten neuartige Konzepte (kulturelle Autonomie, Nation als Schicksalsgemeinschaft) zur Verständigung zwischen Nation und Staat. Auch andere – etwa **Masaryk** für die Tschechen oder der Pole **Ludwig Gumplowicz** – setzten sich mit dem Nebeneinander von Volksgruppen auseinander. Ihre Einsichten, dass Nation etwas Gemachtes, Veränderliches ist und dass in einem Mehrvölkerstaat ein starrer Nationalismus ins Verderben führt, wirken modern: Sie antizipieren spätere Theorien, die Nationen als „*imaginierte Gemeinschaften*“ (Benedict Anderson) oder als historische Konstrukte begreifen. Ebenso ist die Idee, ethnische Minderheiten durch Personalautonomie (eigene Sprache, Kultur innerhalb eines großen Gemeinwesens) zu schützen, heute wieder relevant – etwa in Diskussionen um Minderheitenrechte in der EU. Die Habsburger Intellektuellen wussten: Nur durch innovative Modelle des Zusammenlebens konnte ihr Staat überleben. Dieses Labor früher Nationalitätenpolitik ist ein Schatz an Erfahrungen, aus dem man bis heute schöpfen kann.

- **Die soziale Frage und Klassenstruktur:** Mit der Industrialisierung wuchs die Arbeiterschaft, und Fragen der Verteilungsgerechtigkeit, Arbeitsbedingungen und sozialen Sicherung drängten auf die Agenda. Die Austromarxisten nahmen sich dieser sozialen Frage theoretisch an, aber auch Katholische Sozialreformer (inspiriert durch die *Enzyklika Rerum Novarum*, 1891) traten auf. Wiens Sozialstatistiker erforschten Armut und Wohnverhältnisse, Feministinnen wie **Auguste Fickert** prangerten die Lage der Arbeiterinnen an. Die Klassenstruktur der Monarchie war komplex: Ein alter Adel, der teils verarmt war aber in Militär und Hof dominierte; ein Bürgertum, das in verschiedenen Nationalitäten getrennt war (z.B. deutsches Bildungsbürgertum in Wien vs. tschechisches in Prag); ein städtisches Kleinbürgertum, das oft verunsichert zwischen oben und unten stand (Luegers Wählerbasis); und ein Proletariat in Aufbruchsstimmung. Die Denker der Zeit – ob Marxisten oder Liberale – betrachteten die Klassengegensätze als Motor für Wandel. So entstand in Wien auch die erste umfassende Empirische Sozialstudie Europas: die *Sozialuntersuchung in Marienthal* (1933), zwar erst nach der Monarchie, aber durchgeführt von den auf diesem Boden ausgebildeten Soziologen **Paul Lazarsfeld** und **Marie Jahoda**. Sie analysierten die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit

auf eine Arbeitersiedlung – ein Ansatz, der ohne die Tradition sozialer Untersuchungen seit 1900 kaum denkbar wäre. Die habsburgischen Ansätze zur sozialen Frage – etwa Renner/Bauers Betonung, dass ohne soziale Gerechtigkeit kein nationaler Friede möglich ist – sind bis heute aktuell.

- **Urbanisierung und Modernität:** Die Großstädte der Monarchie waren Schauplätze schneller Modernisierung. Soziologisch spannend war insbesondere Wien, das um 1900 ein Schmelztiegel von Migranten aus allen Kronländern war (junge Tschechen, Galizier, Ungarn strömten in die Hauptstadt). Das Phänomen der Land-Stadt-Wanderung, der Slums, aber auch der neuen städtischen Kultur (Kinos, Vergnügungsparks, Kaffeehausliteraten) regte Soziologen an. Amerikanische Stadtsoziologen wie **Robert E. Park** schauten interessiert auf Wien und Budapest – Park berichtete etwa detailliert über Auswanderung und Rücküberweisungen in der Doppelmonarchie und den hohen Anteil jüdischer Studenten (Park 1916). Gleichzeitig entwickelten Architekten und Planer (z.B. **Camillo Sitte**) neue Vorstellungen von urbanem Raum. **Georg Simmel**, ein deutscher Soziologe, beschrieb 1903 das „*Großstadtleben*“ – inspiriert auch durch Besuche in Wien. Die habsburgischen Städte boten ein frühes Bild dessen, was im 20. Jahrhundert weltweit auf die Städte zukam: Durchmischung, Anonymität, Tempo. Die soziale Kontrolle der dörflichen Gemeinschaft wich der Freiheit (und Vereinzelung) der Metropole. Dieses Thema griffen Literaten wie **Arthur Schnitzler** oder **Elias Canetti** auf – und es floss in die spätere Stadtsoziologie und Moderne-Theorien ein. Heute, wo erneut Verstädterung und Migration zentrale Fragen sind, lohnt ein Blick auf das Wien um 1900 und die damaligen Analysen zu Integration, Wohnungspolitik (Vorläufer des „*Roten Wien*“) und städtischer Identität.

- **Bürokratie und Verwaltung:** **Max Weber**, der große deutsche Soziologe, formulierte seine Theorie der Bürokratie ab 1909 und beschrieb den Idealtypus der rationalen Verwaltung. Die habsburgische Bürokratie diente ihm (neben der preußischen) sicherlich als empirisches Vorbild: ein hierarchischer Apparat, rekrutiert aus juristisch geschulten Beamten, der nach Aktenlage und mit formeller Gleichheit regierte. Im Habsburgerreich erlebten viele Intellektuelle die Ambivalenz der Bürokratie: Einerseits Garant von Ordnung und Rechtsstaat (im Vergleich zu autokratischen Nachbarn wie Russland); andererseits war der „*Behördenstaat*“ auch steif, langsam und demokratieresistent. **Franz Kafka**, ein Prager Deutscher, bannte die Albtraumseiten des Bürokratismus in seine Romane – was man als literarischen Kommentar zur soziologischen Bürokratiethematik lesen kann. Intellektuelle wie **Joseph Schumpeter** kritisierten, die k.u.k. Verwaltung investiere mehr ins Protokoll als in die Problemlösung. Trotzdem war die Bürokratie eine der wenigen

integrativen Kräfte im Reich: In Beamtenuniform oder kaiserlicher Post arbeiteten Menschen verschiedener Nationen nach denselben Vorschriften zusammen. Somit wurde Bürokratie auch zum Labor für Multikulturalismus im Alltag. Spätere Verwaltungssoziologen sehen in der Habsburgermonarchie ein Beispiel, wie Diversity-Management (im alten Sinne) funktionieren kann – oder auch nicht funktionieren kann, wenn nationale Spannungen das Amtszimmer erreichen. Für die Soziologie der Organisation und des Staates bot das habsburgische Modell daher viele Lernmomente.

- **Religion und Weltanschauung:** Die geistigen Debatten der Monarchie waren geprägt vom Widerstreit zwischen Tradition und Säkularisierung. Auf der einen Seite standen konservative katholische Denker, Volksmissionen, Marienkult – auf der anderen Seite der Zug der Aufklärung, verstärkt durch Naturwissenschaften und philosophischen Positivismus. Diese Spannung spiegelte sich in soziologischen Proto-Debatten: etwa der Frage, ob moralischer Zusammenhalt ohne Religion möglich sei (Masaryk z.B. betonte die soziale Rolle der Religion für die Ethisierung, also zur moralischen Orientierung des Gemeinwesens, während positivistische Denker wie Ludwig Boltzmann oder Ernst Mach Religion als unwissenschaftlich abtaten). Die Soziologie der Religion profitierte später von diesen frühen Auseinandersetzungen. Max Weber rezipierte etwa Studien aus Österreich über den Katholizismus und Protestantismus: Masaryk hatte 1899 den Skandal um den Hilsner-Prozess (einen Ritualmordvorwurf gegen einen Juden) analysiert und kritisierte den Aberglauben im Volk – eine Vorarbeit zu dem, was später „Soziologie des Aberglaubens“ genannt wurde. Nach 1918 entstand in Wien durch Otto Neurath sogar ein „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“, das auch die Entkirchlichung statistisch belegte. Insgesamt zeigte das Habsburgerreich exemplarisch, wie eine vormoderne, religiös geprägte Gesellschaft unter dem Druck der Moderne neue Sinnangebote suchte – sei es in politischen Ideologien (Nationalismus, Sozialismus) oder in neuen spirituellen Strömungen (Theosophie, Psychoanalyse als „Ersatzreligion“). Diese Prozesse sind Kernfragen der Soziologie der Moderne.

- **Antisemitismus und Minderheitenkonflikte:** Bereits angesprochen wurde der Antisemitismus als soziales Phänomen. Soziologisch ist er Teil der breiteren Minderheitenproblematik in heterogenen Gesellschaften. In der Monarchie lebten neben Juden auch andere Minderheiten ohne vollen Status – z.B. Roma, oder in gewisser Weise die slowenisch/kroatische Minderheit in Ungarn. Das Zusammenleben rief Fragen nach Inklusion und Ausgrenzung auf. Einige Gelehrte nahmen hier fortschrittliche Positionen ein: Der ungarische Soziologe Oszkár Jászi etwa plädierte vor 1914 für einen föderalen Umbau der Monarchie, der allen Völkern Gleichheit

sichern sollte, und geißelte den Chauvinismus der ungarischen Politik gegenüber Kroaten und Rumänen. Theodor Herzls Zionismus wiederum war eine radikale Antwort auf den offenkundigen Unwillen der europäischen Mehrheiten, die Juden als Gleichberechtigte zu akzeptieren. Die Habsburgermonarchie lieferte trauriges Anschauungsmaterial, wie Sündenbockmechanismen funktionieren – aber auch, wie kulturelle Blüte aus Diversität entstehen kann, solange ein Mindestmaß an Toleranz vorhanden ist. In Wien etwa gab es trotz antisemitischer Töne eine fruchtbare Symbiose: Viele Schlüsselpositionen in Kunst, Wissenschaft, Journalismus hatten jüdische Intellektuelle inne, was Wien überhaupt erst zum kulturellen Leuchtturm machte. Die Soziologie widmet sich heute intensiv dem Studium von Rassismus, Vorurteilen und Diskriminierung – hier können die historischen Beispiele aus der Donaumonarchie (z.B. der Erfolg antisemitischer Parteien im 19. Jh., die Pogrome in Galizien 1898, etc.) wertvolle empirische Fälle bieten.

Es waren also insbesondere diese verknüpften Themen – Nation und Klasse, Stadt und Land, Bürokratie und Demokratie, Religion und Säkularität, Mehrheit und Minderheit – an denen sich die Geister im Habsburgerreich schieden und an denen sie arbeiteten. Die Antworten fielen unterschiedlich aus, aber gemeinsam trugen sie zu einer umfassenden Gesellschaftsanalyse bei, die ihrer Zeit in manchem voraus war.

Einfluss auf die Soziologie im 20. und 21. Jahrhundert

Die im Habsburgerreich entwickelten Ideen und Ansätze strahlten weit über seine Auflösung 1918 hinaus. Viele Denker der Doppelmonarchie setzten ihr Werk nach dem Ende des Reiches in Nachfolgestaaten oder im Exil fort und beeinflussten so die internationale Soziologie nachhaltig.

Ein direkter personeller Einfluss ist bei jenen spürbar, die selbst nach 1918 wichtige Soziologen wurden: Karl Mannheim, der aus Budapest stammte und von Lukács geprägt war, begründete in den 1920ern in Deutschland die Wissenssoziologie (sein Klassiker „Ideologie und Utopie“ reflektiert die politischen Ideenkämpfe, die er als junger Mann in der Monarchie erlebte). Georg Lukács, nachmaliger marxistischer Philosoph, verarbeitete seine Erfahrungen der ungarischen Revolution 1919 in „Geschichte und Klassenbewusstsein“ (1923), einem Werk, das die westliche Marx-Debatte enorm beeinflusste. Beide – Mannheim und Lukács – entstammten eindeutig der habsburgischen Bildungswelt und trugen Zentraleuropas intellektuelles Erbe ins 20. Jahrhundert (Johnston 2010).

Max Weber wiederum, der große deutsche Soziologe, lebte zwar nicht im Habsburgerreich, wurde aber indirekt von dessen Denken beeinflusst. Weber kannte die Werke von Karl

Menger (Wiener Ökonom) und **Eugen Böhm-Bawerk** und schätzte deren analytische Schärfe. Seine Methode des versteckenden Handelns liegt gar nicht so fern vom methodologischen Individualismus der österreichischen Ökonomen (wie **Mises**) – beide betonen, dass soziale Phänomene letztlich auf dem sinnhaften Handeln von Individuen beruhen. Weber debattierte auch mit **Otto Bauer** über Nationenfragen: 1907, nach Erscheinen von Bauers Nationalitätenfrage, schrieb Weber eine eigene Analyse zu Nation und Ethnie, in der er auf einige Aspekte ähnlich einging (etwa dass Nationalitätengemeinschaften oft imaginär sind, aber reale Wirkung entfalten). In Webers Werk zur Soziologie des Rechts finden sich zudem Hinweise auf die Arbeiten der Österreicher: So setzte Weber sich kritisch mit **Ehrlichs** Konzept vom „*lebenden Recht*“ auseinander (Treiber 2008). Nicht zuletzt nahm Weber den habsburgischen Staatszerfall 1918 als Beispiel für seine Theorie des legitimen Herrschaftsverbunds – im Kontrast dazu betrachtete er die Schweizerische Vielvölkerrepublik als geglückten Fall. Die Bürokratietheorie Webers lässt sich ebenfalls besser verstehen, wenn man die multiethnische Beamten gesellschaft Cisleithaniens kennt, die er vor Augen hatte.

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule schöpfte viel aus der Wiener Moderne: Denker wie **Max Horkheimer** oder **Herbert Marcuse** bezogen Freuds Psychoanalyse (Wien) genauso ein wie Marxismus (Wien/Budapest über Lukács) und den Kunstsinn der Wiener Kultur. **Habermas** schließlich – der bedeutende deutsche Soziologe des späten 20. Jahrhunderts – integriert in seinem Werk „*Erkenntnis und Interesse*“ (1968) Freud als einen der drei großen Erkenntnisbegründer (neben Marx und Nietzsche). Damit würdigt er, dass Freuds in Wien ersonnene Theorie für die Gesellschaftskritik unentbehrlich ist: Ohne Verständnis der psychischen Triebstruktur sei keine umfassende Sozialtheorie möglich, so Habermas' Argument (Johnston 2010). Auch Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* könnte man (mit etwas Phantasie) in der Tradition der Wiener Kaffeehauskultur sehen: Die Idee, dass Verständigung in der Öffentlichkeit rational möglich ist, knüpft an die bürgerliche Gesprächskultur an, wie sie im alten Wien und Prag blühte.

In der Konflikttheorie der Soziologie gilt **Ludwig Gumplowicz** heute als Klassiker. Seine Werke wurden im 20. Jahrhundert zwar zwischenzeitlich vergessen, erlebten aber in den 1960ern eine Renaissance, als in den USA Konflikttheoretiker wie **Lewis Coser** oder **Ralf Dahrendorf** (in Deutschland) auf frühere Konfliktansätze zurückblickten. Gumplowicz wird nun in einem Atemzug mit Georg Simmel und Karl Marx genannt, wenn es um die Ursprünge des Konfliktmodells geht. Besonders in der amerikanischen Soziologie Anfang des 20. Jahrhunderts wurde Gumplowicz intensiv rezipiert – etwa

durch **Albion Small**, einen der Gründer der *Chicagoer Schule*, und durch **Lester Ward**. Somit hat ein aus Krakau stammender Grazer Professor Ideen in die Welt getragen, die heute im soziologischen Mainstream (etwa in der Theorie sozialer Konflikte und Machtbeziehungen) verankert sind.

Die Rechtssoziologie als Fach verdankt den habsburgischen Pionieren **Renner** und **Ehrlich** viel. Begriffe wie „*lebendes Recht*“ (Ehrlich) und die Analyse der sozialen Funktion von Rechtsnormen (Renner) sind fest in die Rechtssoziologie eingegangen. In den 1970er Jahren wurden Renners Schriften ins Englische übersetzt und beeinflussten die *Law & Society-Forschung*. Die Idee, dass Recht kein autonomes System ist, sondern von der ökonomischen Basis geprägt (Renner) und vom gesellschaftlichen Gebrauch gelenkt wird (Ehrlich), wurde in der *sociological jurisprudence* in den USA und später in der europäischen Rechtssoziologie aufgenommen. **Max Weber**, als Dritter im Bunde der frühen Rechtssoziologen, stand dabei in einem kreativen Spannungsverhältnis zu den österreichischen Kollegen – man spricht von gegenseitiger „*Janus-Kopf-Konstruktion*“ zwischen Weber und Ehrlich. Moderne Werke zur Rechtspluralismus und Rechtskultur können direkt an Ehrlich anknüpfen.

Im Bereich der Nationalismusforschung erlebten die habsburgischen Theorien späten Ruhm: Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts entdeckte man **Otto Bauer** wieder. Seine Definition der Nation als Schicksals- und Charaktergemeinschaft wirkt fast postmodern im Vergleich zu alten Essenz-Definitionen. In der Tat loben heutige Historiker Bauers Nationsbegriff als einen, der Wandel und subjektive Faktoren einbezieht. Auch die sogenannte „*Nationalpersonalautonomie*“ (**Renner/Bauer**) fand Widerhall: Sie diente etwa als Vorbild für das Minderheitenrecht in einigen Nachfolgestaaten nach 1918 und wird heute diskutiert, wenn es um Lösungen für ethnisch gemischte Regionen geht (z.B. könnte man es im Kosovo oder in der Ukraine bedenken). Es zeigt sich: Das Labor Habsburg war auch ein Labor für Konzepte, die uns heute wieder begegnen, wenn es um transnationale Integration (Stichwort EU) oder multikulturelle Bundesstaaten geht.

Nicht zuletzt lebt das habsburgische soziologische Erbe in der Kultursoziologie und Wissenssoziologie fort. Der **Wiener Kreis** beeinflusste die Wissenschaftstheorie, **Alfred Schütz** (ein Wiener, Schüler von Husserl) begründete die phänomenologische Soziologie, welche **Peter L. Berger** und **Thomas Luckmann** in „*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*“ (1966) berühmt machten – wiederum ein global wirkender Ansatz, der auf mitteleuropäischen Ideen fußt. Auch die kleine Wissenschaft vom Kaffeehaus selbst – Untersuchungen über das Kaffeehaus als Institution (z.B. von **Roland Schönfeld**) – reflektiert die Erkenntnis, dass die

öffentliche Sphäre im alten Wien ein prototypischer Ort bürgerlicher Kommunikation war, ähnlich wie Habermas es für London und Paris beschrieb.

Gesellschaftspolitische Relevanz heute

Warum ist all das heute noch wichtig? Zum einen, weil viele Probleme von damals in neuer Gestalt zurückgekehrt sind. Die Habsburgermonarchie mag Geschichte sein, doch moderne Gesellschaften – man denke an die Europäische Union – stehen erneut vor der Aufgabe, Vielfalt in Einheit zu organisieren. Die Vision eines übernationalen Gemeinwesens mit autonomen Kulturen, wie Renner und Bauer sie skizzierten, klingt fast wie ein frühes Modell der EU: unterschiedliche Völker unter einem rechtlichen Dach vereint, ohne dass eine Nation dominiert. Die Schwierigkeiten dabei – etwa die Frage der gemeinsamen Identität oder der Gerechtigkeit zwischen reicheren und ärmeren Regionen – wurden schon im alten Österreich debattiert. Historische Reflexion kann also politikberatend wirken.

Auch viele soziale Fragen bleiben aktuell. Die Industrialisierung hat inzwischen global gewirkt, doch Themen wie soziale Ungleichheit, Arbeiterrechte und Klassenkonflikte sind keineswegs erledigt – man denke an heutige Debatten um Working Poor, Prekarität oder die Reichensteuer. Austromarxistische Ideen, wie eine demokratische Kontrolle der Wirtschaft oder die Verbindung von sozialer und nationaler Emanzipation, haben nichts an Relevanz verloren. So erinnern uns etwa Bauers Schriften daran, dass soziale Gerechtigkeit und kulturelle Anerkennung zusammen gedacht werden müssen, um Gesellschaften zu befrieden. In einer Zeit, in der Identitätspolitik blüht, kann der Austromarxismus als Vorläufer gelten, der Identitätsfragen (Nation, Ethnie) mit Verteilungsfragen verknüpft – ein Ansatz, den auch moderne Denker (z.B. Nancy Fraser mit „*Recognition and Redistribution*“) verfolgen.

Das Erbe der habsburgischen Sozialwissenschaft ist zudem eine Mahnung, wachsam gegenüber Populismus und Ausgrenzung zu sein. Luegers Erfolg und die Verführungskraft seines Antisemitismus liefern ein Lehrstück, wie Populisten Ressentiments schüren und Demokratie gefährden können. Die Parallelen zur Gegenwart – ob in europäischen Ländern

In einem Staat, der gleichzeitig modern und vorgestern, vereint und zerissen war, erblühte eine reichhaltige intellektuelle Beschäftigung mit Gesellschaftsfragen – ohne dass es das Fach Soziologie in heutiger Form schon gab.



Tarockzimmer im Wiener Cafe Griensteidl

(Foto für die illustrierte Wochenzeitschrift „Die vornehme Welt“ vor 1897
Foto: Carl von Zamboni

oder anderswo – liegen auf der Hand. Die Tatsache, dass Lueger einerseits ein fähiger Verwalter war, andererseits aber die Gesellschaft mit Hass vergiftete, zeigt die zweischneidige Natur solcher Figuren. Für die politische Soziologie ist es lehrreich, historische Vorbilder wie Lueger zu analysieren, um moderne Erscheinungen (Trump, Orbán, etc.) besser zu verstehen. Wien hat inzwischen begonnen, sein Lueger-Erbe kritisch aufzuarbeiten – und das mit gutem Grund, denn Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie reimt sich, wie Mark Twain sagte.

Des Weiteren hat das habsburgische Denken in puncto Rechtsstaat und Verwaltung bleibende Bedeutung. Die Frage, wie Recht sozial eingebettet ist – etwa wie Gesetzesreformen nur wirken, wenn die Gesellschaft sie mitträgt (Renner, Ehrlich) – ist für heutige Transformationsländer wichtig. Oder Webers Frage nach der Bürokratie: Wie kann man Verwaltung effizient gestalten, ohne dass sie entmenschlicht? Im Zeitalter der EU-Bürokratie, globaler NGOs und Verwaltungsreformen lohnt sich der Rückgriff auf die ersten fundierten Analysen des Bürokratieproblems, die um 1900 in Wien und Heidelberg entstanden.

Schließlich hat die kulturelle Blüte der Habsburgermonarchie – das Wien um 1900 mit seinen Künstlern, Literaten und Wissenschaftlern – Vorbildcharakter für Interdisziplinarität und Innovation. Dort tauschten sich Maler, Musiker, Ärzte, Ökonomen im Kaffeehaus aus; neue Ideen entstanden oft an den Rändern der Disziplinen. So entstand eine ganzheitliche Sicht auf den Menschen in der Moderne, die heute manchmal vermisst wird, wenn Fächer zu sehr im Elfenbeinturm bleiben. Die interdisziplinäre Kulturwissenschaft, wie sie Karl

Acham mit seinem Kompendium 2020 beschreibt, hat im damaligen Zentraleuropa tiefe Wurzeln. Beispielsweise verband **Martin Buber** (Prag/Wien) Philosophie, Soziologie und Theologie zu seiner Dialoglehre; **Egon Schiele** malte soziale Wirklichkeit mit psychologischer Tiefe. Dieses Zusammenspiel kann als Inspiration dienen, aktuelle Probleme – ob Klimawandel, Migration oder Digitalisierung – ebenfalls aus mehreren Blickwinkeln zu betrachten, anstatt rein fachlich isoliert.

Fazit

Die Soziologie im ehemaligen Habsburgerreich entfaltet sich bei näherem Hinsehen als faszinierendes Kaleidoskop. In einem Staat, der gleichzeitig modern und vorgestern, vereint und zerrissen war, erblühte eine reichhaltige intellektuelle Beschäftigung mit Gesellschaftsfragen – ohne dass es das Fach Soziologie in heutiger Form schon gab. Die Donaumonarchie bot den Nährboden für Sozialtheorien, die ihrer Zeit voraus waren: Gumplovicz' Konfliktlehre, die Austromarxisten mit ihrer Kombination von Nationalitätenpolitik und Klassenanalyse, Freuds Tiefenpsychologie mit Gesellschaftsbezug, Mises' liberale Gesellschaftstheorie – sie alle reagieren auf die spezifischen Herausforderungen dieses Laboratoriums Mitteleuropa.

Obwohl das Reich zerfiel, wirkten seine Denker weit in die Zukunft: Sie beeinflussten maßgeblich die Entwicklung der Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert und legten Grundsteine für ganze Subdisziplinen (Konfliktsoziologie, Rechtssoziologie, Wissenssoziologie). Darüber hinaus behalten viele ihrer Fragen und Antworten eine frappierende Aktualität angesichts heutiger Debatten um Nationalismus, Globalisierung, soziale Gerechtigkeit und kollektive Identitäten.

In der Geschichte der Soziologie nimmt das Habsburgerreich damit eine paradoxe Rolle ein: Es war Randregion und Zentrum zugleich. Rand, weil es nicht die klassische Nation war, die viele Theorien voraussetzen – Zentrum, weil es durch seine Vielschichtigkeit eine komplexe Realität bot, an der Theorien geschärft wurden. Die Abwesenheit formaler Institutionen wurde durch den Eifer begabter „Amateure“ wettgemacht, die oft interdisziplinär dachten und wirkten. Ihre Leistungen waren so bedeutend, dass man durchaus von einem spezifischen zentraleuropäischen Zugang zur Soziologie sprechen kann, der aus dem Schmelztiegel Habsburg hervorging.

Für soziologieinteressierte Leserinnen und Leser öffnet der Blick in diese Vergangenheit nicht nur ein Stück faszinierender Geschichte, sondern er liefert auch Inspiration: Er zeigt, wie fruchtbar es ist, Grenzen zu überschreiten – sei es

zwischen Nationen oder Disziplinen – und wie eine Gesellschaft, so heterogen sie auch sein mag, durch kluge Reflexion besser verstanden und gestaltet werden kann. In diesem Sinne wirkt das Erbe der habsburgischen Soziologie fort, als Aufforderung zum Dialog über Vielfalt und Zusammenhalt, gestern wie heute.

Literaturverzeichnis

- Acham, Karl (Hg.): *Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich*. Ein Kompendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa. Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2020.
- Bauer, Otto: *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*. Wien 1907. file:///C:/Users/offic/AppData/Local/Temp/MicrosoftEdgeDownloads/10b057f7-c8fb-4f30-bfb5-24c638d15f53/1229-3078-1-PB.pdf (abgerufen am 20. 5. 2025).
- Fleck, Christian: *Sociology in Austria: From gifted amateurs to institutional banality*. In: Irish Journal of Sociology, Vol. 23, No. 1 (2015), S. 83–97.
- Freud, Sigmund: *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Leipzig/Wien 1921.
- Gennet, Tim: *Die Vergeblichkeit der Demokratisierung: zum epistemologischen Hintergrund der Parteiensoziologie*. In BAND 20 Der Fremde im Kriege: Zur politischen Theorie und Biographie von Robert Michels 1876-1936. Akademie Verlag, 2008. https://doi.org/10.1524/9783050061436.477
- Gumplovicz, Ludwig: *Der Rassenkampf. Soziologische Untersuchungen*. Innsbruck 1883
- Johnston, William M.: *Der österreichische Mensch*. Böhlau 2010.
- Lueger, Karl: Zitat „Wer ein Jude ist, bestimme ich.“ Überliefert u.a. in: Lukas Zimmer, Pöbeln aus Kalkül, ORF.at, 19.04.2012. https://newsv2.orf.at/stories/1603479/#:~:text=%E2%80%9EWer%20ein%20Jude%20ist%2C%20bestimme,ein%20mahnendes%20Lehrbeispiel%20%C3%BCR%20Populismus (abgerufen am 20. 5. 2025).
- Masaryk, Tomáš G.: *Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation*. Wien 1881.
- Renner, Karl (alias Synopticus): *Staat und Nation*. Wien 1899.
- Renner, Karl: *Rechtsinstitute des Privatrechts und ihre soziale Funktion*. Leipzig 1904
- Treibler, Hubert: *Max Weber and Eugen Ehrlich: On the Janus-Headed Construction of Weber's Ideal Type in the Sociology of Law*. Max Weber Studies, vol. 8, no. 2, 2008, pp. 225–46. JSTOR, http://www.jstor.org/stable/24579597 (abgerufen am 21. 5. 2025).
- Park, Robert E.: *The Jew in the City*. In: American Journal of Sociology 21(5), 1916
- Zenz, Wolfgang (Hg.): *Ludwig Gumplovicz – ein Grazer Pionier der Soziologie*. Graz, Univ. Publikationen 1996.
- Ziber, Shlomo: *Otto Bauer: The Idea of Nation as a Community of Destiny*. In: Stanford Slavic Studies 2001, No. 1.